

Josef F. Justen

**Geschichten über Gott,
Engel und Menschen**

tiefsinnige Kurzgeschichten

– Band 1 –

*Es ist egal, ob ein Kind ein Buch liest
oder einen Film sieht.
Wichtig ist nur, dass Kinder
mit Geschichten groß werden.*

nach **Cornelia Funke**

Josef F. Justen

Geschichten über Gott, Engel und Menschen

tiefsinnige Kurzgeschichten

– Band 1 –

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2019 Justen, Josef F.

Titelfoto: »Bridge« © JerzyGorecki (Foto von pixabay)

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783749429271

Inhaltsverzeichnis

Der Wahrtraum	6
Die fromme Berta, die unbedingt den lieben Gott sehen wollte	11
Die drei Räuber und die drei Richter	18
Die Heimkehr zum vergessenen Palast	24
Der ungläubige Onkel	33
Der weise Regenwurm	36
Das ganz besondere Weihnachtsfest	39
Der »grüne Gerd«	49
Wie sieht der »liebe Gott« aus?	53
Die selbst gebauten Gefängnisse	57
Der Apfelkrieg	62
Das Leben »danach«	72
Maskenball der Seele	75
Der Grenzfluss	79
Der reiche Mann und der arme Jobst	87
Das »Kreuz« des Menschen	92
Das Kind, das ein großes Opfer brachte	94

Die *gelb* markierten Geschichten sind in der Leseprobe *komplett* enthalten.

Von den *grün* markierten Geschichten ist in der Leseprobe jeweils *der Anfang* enthalten.

Der Wahrtraum

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebte ein Medizin-Professor mit seiner Frau in einer Berliner Villa. Er forschte und lehrte schon seit Jahren an der dortigen Universität.

Eines Nachts – der Morgen graute schon – schrak er aus dem Schlaf auf, weil er einen lauten Knall zu hören glaubte. Noch bevor er dazu kam, der Sache auf den Grund zu gehen, fiel ihm ein, dass er soeben einen beängstigenden Traum hatte, an den er sich noch einigermaßen zu erinnern vermochte.

Er saß in diesem Traum am Schreibtisch seines geräumigen Arbeitszimmers. Sein Blick fiel auf den Kalender an der gegenüberliegenden Wand. Dieser zeigte an: Donnerstag, 14. Juni. An die nächsten Sequenzen des Traumes konnte er sich nicht so recht erinnern. So wusste er auch nicht mehr genau, wo er sich gerade in seinem Traum aufhielt. Dann setzte die Erinnerung wieder ein. Er sah, wie jemand ein Gewehr in der Hand hielt und auf ihn zielte. Ein Schuss löste sich mit ohrenbetäubendem Knall und traf ihn tödlich.

Noch ganz schlaftrunken stand er auf, obwohl es noch recht früh war. Während des Frühstücks las er wie üblich in der Zeitung. Sein Blick fiel auf das Datum: 13. Juni. »Heute ist ja erst der 13.! Da kann mir wohl noch nichts passieren«, dachte er, leicht vor sich hin schmunzelnd. Der Professor war ein rational denkender Mann, der nur an das glaubte, was wissenschaftlich fundiert und nachweisbar ist. Wahrträume hielt er für

einen Unsinn, so dass sein Traum ihn auch nicht sonderlich beunruhigte. Seiner Frau erzählte er nichts davon.

An diesem Tag ging er wie an den meisten Tagen zur Universität, wo er an seinen medizinischen Forschungen arbeitete. Am Nachmittag hielt er noch ein Seminar für seine Studenten.

Am Abend musste er dann doch wieder einige Male an seinen Alptraum denken. Große Sorgen machte er sich jedoch nicht. Trotzdem entschloss er sich beim Abendessen dann doch, seiner Frau davon zu erzählen. Seine Frau, die ein wenig zum Aberglauben neigte, war ganz entsetzt und sagte mit aufgeregter Stimme: »Um Gottes Willen! Solche Träume darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen! Du darfst morgen auf gar keinen Fall das Haus verlassen! Hier kann dir nichts passieren.« Der Professor lächelte nur und versuchte, sie zu beruhigen.

»Hätte ich ihr nur nichts gesagt! Jetzt kann die Gute vermutlich die ganze Nacht nicht schlafen«, dachte er.

Der nächste Tag begann. Es war Donnerstag, der 14. Juni. Als der Blick des Professors beim Frühstück auf das Datum in der Zeitung fiel, wurde ihm schon ein wenig mulmig zumute. Seine Frau flehte ihn an: »Du darfst heute auf keinen Fall das Haus verlassen! Schließe dich bitte den ganzen Tag in deinem Arbeitszimmer ein und sperre die Tür zu und verriegele das Fenster! Ach ja, und verschiebe deinen Schreibtisch etwas, so dass dich kein Schuss, der womöglich vom

Dach des gegenüberliegenden Hauses durchs Fenster abgefeuert werden könnte, treffen kann!«

Der Professor, der jetzt doch eine gewisse Unruhe nicht verleugnen konnte, hätte an diesem Tag eigentlich eine Vorlesung an der Universität halten müssen. Da aber auch er sich ein wenig sorgte und seine Frau beruhigen wollte, befolgte er ihren Rat. Er sagte die Vorlesung telefonisch ab und beschloss, den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer zu verbringen, um an seinem neuen Fachbuch weiterzuschreiben. Schon seit Monaten saß er an nahezu allen Tagen, an denen er nicht in der Universität erscheinen musste, fast den ganzen Tag an seinem Schreibtisch, um an diesem Buch zu arbeiten. Oft saß er da stundenlang fast regungslos, ohne sich auch nur einmal die Füße zu vertreten oder eine Mahlzeit einzunehmen.

So ging er also nach dem Frühstück ans Werk. Als er sein Arbeitszimmer betrat, fiel sein Blick gleich auf den Kalender, den er im Traum gesehen hatte. Er riss ein Blatt ab. Das neue Blatt zeigte an: Donnerstag, 14. Juni. Seine Besorgnis nahm drastisch zu. Er verschloss die Tür, verriegelte das Fenster und versetzte auch den Schreibtisch um etwa einen Meter, um nicht in der von seiner Frau erwähnten Schusslinie zu sitzen.

Nun wollte er sich an die Arbeit machen. Aber irgendwie konnte er sich nicht darauf konzentrieren. Er konnte jetzt nur noch an seinen Traum denken. Er wurde in zunehmendem Maße immer unruhiger und hoffte, dass der Tag bald vorübergehen möge. Aber es war erst 9 Uhr morgens. Der Professor lief die ganze Zeit getrieben und nervös in seinem Zimmer auf und

ab, hin und her, einem gehetzten Tier gleich. Dabei achtete er streng darauf, dem Fenster nicht zu nahe zu kommen.

Es wurde 10 Uhr. Da klopfte es an seiner Tür. Er fragte: »Wer ist da?« Eine leise Stimme antwortete: »Ich bin es, Frau Gebert, Ihre Putzfrau! Heute ist doch Donnerstag, da ist Ihr Arbeitszimmer an der Reihe.« Der Professor erinnerte sich, dass Frau Gebert sein Arbeitszimmer jeden Donnerstag gründlich säuberte. Er ließ sie herein und sperrte das Zimmer wieder von innen ab. »Die wird mir schon nichts tun!«, dachte der Professor.

Auch während die Putzfrau ihre Arbeit verrichtete, kam der Professor nicht zur Ruhe. Er tigerte weiterhin auf und ab. Die Putzfrau nahm er gar nicht wahr. Ihm ging es nur darum, dass dieser schlimme Tag bald ein Ende nehmen möge. Er konnte sich auf nichts anderes mehr einlassen.

Es wurde 11 Uhr. Die Putzfrau war mit ihrer Arbeit im Grunde schon fertig, als sie den Professor fragte: »Herr Professor, ich könnte heute mal wieder Ihre Gewehre putzen. Das habe ich schon seit Monaten nicht mehr gemacht.« Der Professor hörte gar nicht richtig hin und murmelte nur: »Ja, ja, machen Sie das!«

Frau Gebert öffnete den Waffenschrank, in dem sich sieben Gewehre befanden, die der Professor für seine Jagdleidenschaft benötigte. Sie nahm Waffe für Waffe heraus und putzte sie sorgfältig. Als sie die siebte Waffe in den Händen hielt, um sie zu reinigen, hantierte sie ungeschickt am Abzug. Da dieses Gewehr aus uner-

findlichen Gründen geladen war, löste sich mit lautem Knall ein Schuss.

Hätte der Professor seinen Schreibtisch nicht verschoben und – wie sonst üblich – an ihm gesessen, hätte die Kugel ihn getroffen!

Die fromme Berta, die unbedingt den lieben Gott sehen wollte

Die alte Berta lebte ganz allein in einem kleinen Holzhäuschen in der herrlichen Schweizer Bergwelt, direkt am Fuße eines majestätischen Gipfels. Gemessen an ihrem hohen Alter – sie hatte die neunzig längst überschritten – war sie noch recht rüstig. Sie war von einer Frömmigkeit, die in der heutigen Zeit nur noch äußerst selten vorkommt. Es dürften wohl nur wenige Tage vergangen sein, an denen sie sich nicht aufgemacht hätte, um am Gottesdienst in der Dorfkirche teilzunehmen. Jeden Abend las sie mindestens eine halbe Stunde in der Heiligen Schrift.

Eines Morgens suchte sie nach der Heiligen Messe den Pfarrer in der Sakristei auf. »Hochwürden, es ist so weit«, sprach sie. »Jetzt will der liebe Gott mich endlich bei sich haben. Ich bitte Sie, mir das Sakrament der Letzten Ölung zu spenden.« Der Pfarrer war etwas verduzt, zumal die alte Berta noch einen recht gesunden und agilen Eindruck vermittelte. »Aber liebe Berta! Das hat doch noch ein wenig Zeit. Sie sind doch noch recht gut beieinander«, wollte er sie vertrösten. Schon recht bald merkte er aber, dass es der guten Frau ernst mit ihrer Bitte war. So kamen die beiden überein, das Ritual noch am gleichen Abend in ihrem Häuschen durchzuführen.

Nachdem der Pfarrer ihr das Sakrament gespendet hatte, sprach sie: »Ich freue mich schon so sehr darauf, endlich den lieben Gott sehen zu können.« Der Pfarrer lächelte und meinte: »Ich glaube, der kann sie jetzt

noch gar nicht brauchen. Sie werden sehen, sie überleben uns noch alle.«

Am nächsten Morgen wunderte sich der Pfarrer, dass die alte Berta nicht zur Morgenmesse erschienen war. Die fromme Berta war wenige Stunden, nachdem sie die Letzte Ölung empfangen hatte, sanft und friedlich entschlafen.

Als sie durch die Pforte des Todes schritt, war sie zunächst ein wenig verwirrt. »Wo bin ich denn hier?«, dachte sie. »Ach ja, ich bin ja gestorben. – So sieht also der Himmel aus! Irgendwie habe ich mir das ganz anders vorgestellt. Aber egal, Hauptsache ich kann endlich bald den lieben Gott sehen.«

Kaum hatte sie den Gedanken zu Ende gedacht, erschien vor ihr ein Wesen, das noch viel heller leuchtete und strahlte als die Sonne. Berta war ganz geblendet von der Lichtesfülle, so dass sie geraume Zeit benötigte, um den Anblick dieses Wesens ertragen zu können. Sie warf sich dem Wesen zu Füßen und sprach mit zitternder Stimme: »Mein Herr und Gott! Endlich bin ich bei dir! Endlich kann ich dich sehen!« Das Wesen lächelte und sprach: »Mein liebes Kind! Ich bin nicht der, für den du mich hältst.« Berta schaute auf und sah, wie anmutig und schön sein Gesicht war. Sie konnte gar nicht glauben, dass es nicht der liebe Gott sein sollte. Eine noch schönere Gestalt schien ihr eigentlich nicht vorstellbar. Dann entdeckte sie zwei große goldene Flügel. »Ja bist du etwa ein Engel?«, stammelte sie. »Ja, ich bin dein Schutzengel«, entgegnete der Engel. »Ich weiß, dass es dich gibt. Ich habe immer an dich

geglaubt«, sprach Berta. Der Schutzengel sprach weiter: »Solange es dich gibt, war ich immer bei dir. Und ich werde auch jetzt immer bei dir sein.« »Warum habe ich nur nie gemerkt, dass du immer bei mir warst?«, fragte die fromme Berta. »Ja weißt du, das ist nicht so einfach. Ihr Menschen könnt uns mit euren Augen nicht sehen. Aber ihr könntet unsere Anwesenheit und unser Wirken spüren, wenn ihr nur genügend aufmerksam wäret«, antwortete der Engel um sogleich fortzufahren: »Ich habe dir in deinem Leben so oft geholfen. Du hast es gar nicht wahrgenommen.« Berta überlegte und musste dem Engel Recht geben. Sie hatte sein Wirken in der Tat nie wahrgenommen. Der Engel sprach weiter: »Erinnerst du dich an den Frühling des Jahres 1936? Du wolltest unbedingt zu deiner Schwester nach Deutschland übersiedeln. Du warst fest entschlossen. Mir aber war bewusst, dass du dann ein paar Jahre später in den dortigen Kriegswirren viel zu früh ums Leben kommen würdest. Da musste ich eingreifen. Ich brachte dich mit der jungen Witwe im Dorf zusammen, die, um ihre Kinder durchbringen zu können, täglich beim Bauern arbeiten musste und kaum Zeit hatte, sich um ihre kleinen Kinder zu kümmern. Diese Aufgabe hast du ja dann für viele Jahre mit großer Begeisterung und Liebe übernommen. Gern gabst du dafür dein Vorhaben auf, nach Deutschland zu emigrieren. Oder du erinnerst dich doch sicher auch an die Adventszeit des Jahres 1988, als du plötzlich schwer krank wurdest. Lange Zeit warst du viel zu schwach, um das Haus verlassen zu können. Du hattest schließlich kaum noch Lebensmut und Hoffnung. Ich war es, der dir wieder Mut gab, aus dem die Kraft zur

Genesung fließen konnte.« Berta war ganz still geworden. Nur zu gut erinnerte sie sich noch an diese Zeiten. Ihr Vertrauen und ihre Liebe zu dem Schutzengel wuchsen sehr schnell. Nur zu gern hätte sie ihm noch unzählige Fragen gestellt. Der Schutzengel merkte das natürlich und sprach: »Du musst dich gedulden. Wir haben jetzt sehr viel Zeit. Du musst noch so vieles lernen.« »Aber gestatte mir bitte noch eine Frage, lieber Engel!«, bat Berta. »Nur zu, mein liebes Kind!«, ermutigte sie der Engel, der natürlich längst wusste, was ihr auf dem Herzen lag. »Wann kann ich denn endlich den lieben Gott sehen?«, fragte sie ganz unbefangen. Der Engel antwortete mit einem mitleidigen Lächeln: »Da musst du noch unendlich viel Geduld haben. Nicht einmal wir Engel können ihn sehen.« Berta wurde etwas traurig. Aber dann fasste sie sich wieder. Schließlich war ihr Schutzengel ja fast noch schöner und weiser, als sie sich immer den lieben Gott vorgestellt hatte. Der Engel führte die fromme Berta durch die Himmelswelt und zeigte ihr vieles, was sie langsam auch zu verstehen lernte.

Nach einiger Zeit begegnete sie einem anderen Wesen, das noch größer, heller und strahlender als ihr Schutzengel war. Sie warf sich ihm vor die Füße und rief ganz erregt: »Mein Herr und Gott! Endlich bin ich bei dir! Endlich kann ich dich sehen!« Das Wesen entgegnete: »Stehe auf, mein liebes Kind! Ich bin nicht der, für den du mich hältst.« »Ja aber, wer bist du dann? Bist du etwa auch ein Engel?«, wollte sie wissen. »In gewisser Weise schon«, antwortete das Wesen. »Ich bin ein Engel der zweiten Stufe. Die Christen nennen

mich auch Erzengel.« Berta war tief bewegt. Von diesen hohen Wesen hatte sie oft in der Kirche gehört. »Was ist denn deine Aufgabe? Warst du auch immer in meiner Nähe?«, wollte sie wissen. »Nicht so direkt!«, antwortete der Erzengel. »Wir haben andere Aufgaben zu erfüllen.« »Was sind denn eure Aufgaben?«, fragte Berta wissbegierig. Der Erzengel antwortete: »Nun, unsere Aufgaben sind ein wenig verschieden von denen der Engel. Die Engel sind berufen, um einen einzelnen Erdenmenschen, der ihnen anvertraut worden ist, zu beschützen. Unsere Aufgabe ist es, uns um ein ganzes Volk zu kümmern.« »Was? Um ein ganzes Volk?«, rief Berta erstaunt und anerkennend aus. »Für welches Volk bist denn du zuständig?« Der Erzengel antwortete: »Für dein Volk natürlich! Für das Volk der Schweizer!« »Ist es dann auch dir zu verdanken, dass unser Volk nicht mit in den schrecklichen Zweiten Weltkrieg verwickelt worden ist?«, fragte sie. »Ein wenig schon. Aber unsere Möglichkeiten sind auch begrenzt. Die Menschen müssen da schon ein wenig mitspielen. Viele meiner Amtskollegen konnten ihr Volk nicht vor dem Krieg bewahren«, antwortete der Erzengel. Berta begann immer mehr zu verstehen.

Ihr Schutzengel begleitete sie weiter durch die Himmelswelt.

Eines Tages – es dürften nach irdischer Zeitrechnung wohl einige Jahre vergangen sein – traf Berta auf ein weiteres Wesen, das sie zuvor nie zu sehen bekam. Dieses Wesen war noch erhabener, schöner und strahlender als der Erzengel. Ehrfürchtig sank Berta zu Boden und rief siegessicher: »Mein Herr und Gott! Du

musst der liebe Gott sein. Endlich bin ich bei dir! Endlich kann ich dich sehen!« Das Wesen bat Berta aufzustehen und sprach mit ruhiger und freundlicher Stimme: »Mein geliebtes Kind, auch ich bin nicht der, für den du mich hältst. Auch ich bin nur einer der Diener dessen, den du suchst.« »Ja, wer bist du dann. Gehörst du auch zu den Engeln?«, fragte Berta. Das Wesen antwortete: »In gewisser Weise schon. Ich gehöre zu den Engeln der dritten Stufe. Ich bin ein Zeitgeist.« »Was? Ein Zeitgeist? Machst du die Zeit?«, fragte Berta verwundert. »Nein, so würde ich das nicht ausdrücken. Die Zeit machen wir nicht. Aber wir sorgen ein wenig dafür, dass die Menschen dasjenige machen, was in den einzelnen Zeitepochen das Richtige und Notwendige ist. Wir achten darauf, dass sie die richtigen Gedanken und Ideen haben. Aber das kannst du jetzt noch nicht so ganz verstehen«, antwortete der Zeitgeist geduldig.

Die fromme Berta war ganz nachdenklich geworden. Sie wollte verstehen, was ihr gezeigt und gesagt worden war. Ihr Schutzengel, der immer an ihrer Seite war, spürte das natürlich. Er nahm sie liebevoll zur Seite und sprach: »Mein liebes Kind! Höre mir bitte einmal ganz genau zu! Fromme Menschen wie du glauben immer, dass es der liebe Gott wäre, der alles persönlich bewirkt. Ihr glaubt, dass er euch beschützt, ganze Völker leitet und vieles mehr. Ja, aber wie sollte er das ganz alleine alles schaffen können? Das wäre völlig unmöglich! Dazu hat er ja vor urfernen Zeiten ganze Scharen von Himmelswesen geschaffen, die diese Arbeiten nach seinem Plan ausführen. Dazu gibt es

uns Schutzengel, die Erzengel und die Zeitgeister. Diese hast du ja nun schon ein wenig kennen lernen dürfen. Darüber hinaus gibt es noch viele weitere Wesen, deren Erhabenheit noch viel größer ist als die der Zeitgeister. Alle diese Wesen haben ihre konkreten Aufgaben zu erfüllen und sind somit Diener des lieben Gottes.« Berta war ganz still geworden und lauschte andächtig. Der Schutzengel fuhr fort: »Der liebe Gott selbst ist ein so unfassbar hohes Wesen, dass man ihn mit keinen Worten und keinen Bildern beschreiben kann. Selbst uns Engeln, ja selbst den Erzengeln und Zeitgeistern, ist sein Anblick verwehrt. Wir sehen ihn nur in seinen Werken.«

Berta hatte jetzt vieles verstanden. Sie schämte sich fast ein wenig, dass sie eine so kindliche Vorstellung von dem lieben Gott hatte. Es überkam sie eine tiefe Dankbarkeit, dass sie mit diesen erhabenen Wesen zusammen sein durfte. Sie zeigten ihr all die Schönheiten der himmlischen Welt, in die sie sich mehr und mehr einzuleben verstand.

Die folgenden 4 Geschichten sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Das ganz besondere Weihnachtsfest

Es war wieder einmal Heilig Abend.

Sabinchen war soeben beschert worden. Wieder einmal hatte es das Christkind viel zu gut mit ihr gemeint. Eilig und neugierig öffnete sie die vielen sorgfältig und liebevoll verpackten Geschenke. Es fehlte nichts von dem, was sie sich gewünscht hatte. Schon bald schien sie an den meisten ihrer Gaben kein richtiges Interesse mehr zu haben. Nach dem gemeinsamen Abendessen mit ihren Eltern brachte ihre Mutter sie wie an jedem Abend zu Bett. Die Mutter wollte ihr schon ihr Gutenachtküsschen geben, als sie sich noch einmal besann und sprach: »Du Sabinchen, ich möchte dir noch gern eine kleine Geschichte erzählen. Höre einmal gut zu!«

Dann begann die Mutter zu erzählen.

Es ist noch gar nicht so lange her. Ich war damals etwa zehn Jahre alt, also nur etwas älter, als du heute bist. Meine Brüder, deine Onkel Benjamin und Stefan, müssen dann wohl ungefähr acht und zwölf Jahre gewesen sein. Es war Adventszeit, kurz nach dem Nikolaustag. Wir saßen am frühen Abend noch mit unseren Eltern, also deinen Großeltern, im Wohnzimmer beieinander. Unser Vater legte seine Zeitung beiseite und fragte: »Na Kinder, habt ihr euch schon überlegt, was ihr euch in diesem Jahr vom Christkind wünscht?«

»Ja klar!«, rief Benjamin. »Ich möchte unbedingt einen eigenen Fußball haben, damit ich nicht immer darauf angewiesen bin, nur mit denen Fußball zu spielen, die einen besitzen. Dann brauche ich Rollschuhe, aber ganz tolle, dass alle anderen Kinder neidisch wer-

den. Und ich hätte gern den kleinen Teddybär, den wir neulich im Spielzeugladen gesehen haben. Der ist so kuschelig! Dann brauche ich noch einen Berg Süßigkeiten und« »Nun lass' die anderen aber auch einmal zu Wort kommen«, unterbrach Vater. »Was wünschst du dir denn, Christine?«, fragte er mich. »Ich möchte unbedingt endlich einen eigenen Computer haben, damit ich nicht immer den von Stefan benutzen muss. Der lässt mich ohnehin nur selten da dran. Dann brauche ich einen neuen, chicen Jogginganzug. Außerdem hätte ich gern ein schönes Buch über das Weltall, mit vielen farbigen Bildern. Sonst fällt mir im Moment nichts mehr ein. Ich muss noch ein wenig nachdenken«, entgegnete ich. Stefan wartete erst gar nicht, bis er nach seinen Wünschen gefragt wurde. Er legte gleich los: »Alle meine Freunde haben so tolle Abenteuerspiele für ihren Computer. Ich bin es leid, mir diese immer ausleihen zu müssen. Dann hätte ich gern ein ganz tolles Fahrrad, am besten ein Mountainbike oder ein Rennrad. Und mein Schulranzen ist an einigen Stellen ganz ausgerissen. Ich glaube, er lässt sich nicht mehr reparieren. Für ein paar überraschende Geschenke wäre ich auch dankbar.«

Vater schaute ein wenig grimmig, blieb aber gelassen, da er wohl nichts anderes erwartet hatte. Er murmelte: »Mal sehen, was sich machen lässt. Vielleicht hat das Christkind euch ja jetzt zugehört.« Verlegen lächelnd schaute er unsere Mutter an, um dann wieder gelangweilt in seiner Zeitung zu blättern. Unsere Mutter schien unsere Wünsche nicht so selbstverständlich und

unwidersprochen entgegenzunehmen. Man spürte geradezu, wie sie nach den richtigen Worten suchte.

Nach wenigen Minuten Schweigens begann sie mit ruhiger, liebevoller Stimme: »Na, ihr habt ja eine Menge Wünsche! Man könnte ja meinen, dass ihr jetzt ganz arm und unglücklich seid, weil euch diese Dinge augenblicklich noch fehlen.« Wir wussten nicht so recht, was wir dazu sagen sollten. Bevor einer von uns Kindern etwas hätte antworten können, griff Vater ein: »Außerdem bin ich der Meinung, dass jeder von euch – ohne Ausnahme – sich einige Geschenke wünscht, derer es nicht bedarf. Benjamin möchte beispielsweise offensichtlich nur deshalb einen Fußball, weil er mit den Kindern nicht zurechtkommt, die einen besitzen und mit denen er spielen könnte. Du könntest dir ja einmal überlegen, warum du mit ihnen nicht zurechtkommst. Vielleicht kommen sie auch mit dir nicht zurecht. Möglicherweise liegt es ein wenig an dir. Und du, liebe Christine, wozu brauchst du einen eigenen Computer. Stefan besitzt einen, und der ist letztlich für euch alle da. Ihr müsst euch eben nur besser absprechen, wer von euch ihn wann benutzen möchte. Außerdem, wenn ihr ihn schon benutzt, könnt ihr auch einmal sinnvollere und lehrreichere Dinge tun, als Spiele anzustarten. Und wenn ich schon das Wort Abenteuerspiele höre, Stefan, das Leben ist ein Abenteuer. Abenteuer, die du mit Hilfe eines Computers zu erleben glaubst, haben nicht den gleichen Wert wie diejenigen, die du wirklich erlebst! Und wenn du schon hin und wieder dieser Leidenschaft nachkommen möchtest, was ist so schlimm daran, deine Freunde zu bitten, dir eines ihrer Spiele für ein paar Tage auszuleihen? Du

hast ganz gewiss auch Sachen, die sie nicht besitzen und die du ihnen im Gegenzug ausleihen könntest.«

Meine Brüder und ich waren ganz still geworden. Selten hatten wir Vater so deutliche und ermahrende Worte sagen hören. Irgendwie waren wir betroffen. Einerseits waren wir arg enttäuscht, weil uns nun klar war, dass wir uns zumindest die von Vater erwähnten Wünsche abschminken konnten. Andererseits fühlten wir aber auch, dass er mit seinen Worten nicht ganz Unrecht hatte. »Außerdem«, fuhr Vater nach kurzer Pause fort, »solltet ihr mal über den Sinn des Weihnachtsfestes nachdenken.« Seine Stimme wurde jetzt lauter. Er wirkte verärgert. »Aber ich fürchte fast, das kann ich von euch noch nicht erwarten.« Er verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Mutter blieb noch. Es herrschte eisiges Schweigen. Noch nie zuvor hatten wir erlebt, dass unser Vater so außer sich war. Benjamin, der Jüngste, unterbrach die Stille: »Bekomme ich denn wenigstens den süßen, kuscheligen Teddybär, Mami?«, fragte er mit etwas weinerlicher Stimme. Mutter lächelte nur. »Was ist denn eigentlich der Sinn des Weihnachtsfestes?«, wollte ich nun wissen. »Nun, was vor 2000 Jahren in der Stadt Bethlehem geschehen ist«, begann Mutter, »muss ich sicherlich nicht erwähnen. Ihr wisst auch, dass die Hirten und die Könige, die das Jesuskind an der Krippe aufsuchten, ihm Gaben überreichten, um ihm zu huldigen. Wenn noch heute die Menschen anderen Leuten, besonders denen, die sie lieb haben, zu Weihnachten Geschenke machen, so ist das eigentlich ein Zeichen, eine Geste, eine Erinnerung an das, was damals

geschah. Auf diese Weise möchten die Menschen sich auf die Geburt Jesu und auf alles, was dieser später für die Menschheit getan hat, besinnen. Wer sich recht besinnt, wird mit seinen Gaben nicht nur seine Familienangehörigen bedenken, sondern auch für arme und notleidende Menschen etwas übrig haben. Schließlich wuchs das Jesuskind in ärmlichsten Verhältnissen auf, und als Jesus später älter war, waren es insbesondere die Armen und Kranken, denen er seine Liebe schenkte.« Nach einer kurzen Pause fuhr Mutter fort: »Man muss auch gar nicht viel schenken; es soll wirklich nur eine Geste sein. Vielleicht habe ich damit noch nicht umfassend den Sinn des Weihnachtsfestes erklärt, aber ich hoffe, meine Worte kommen dem sehr nahe.«

Unsere Betroffenheit wuchs. Wir begannen, einiges zu verstehen. Wieder war Benjamin der erste, der seine Gedanken in Worte umzusetzen verstand: »Ich glaube, den Fußball brauche ich doch nicht. So übel sind die Jungen eigentlich gar nicht.« Nach kurzer Überlegung fuhr er fort: »Vielleicht können wir dieses Jahr zum Weihnachtsfest ja Oma einladen. Sie würde sich bestimmt riesig freuen.« »Langsam, mein Junge!«, entgegnete Mutter. »So leicht ist das leider nicht, auch wenn es eine glänzende Idee ist. Ihr wisst, Oma wohnt in Amerika, und sie kann es sich sicher nicht leisten, ein Flugticket zu bezahlen. Und so viel verdient Vater auch nicht, dass er ihr jedes Jahr eines schenken kann. Erst vor zwei Jahren hat er ihr einen Flug bezahlt.«

Jeder fand Benjamins Idee so gut, dass er überlegte, wie man es vielleicht doch bewerkstelligen könnte. Stefan meinte: »Wenn ich es mir recht überlege, tut es ja auch ein einfaches Fahrrad. Es muss weder ein

Mountainbike noch ein Rennrad sein. Mit dem ersparten Geld könnt ihr ja das Ticket bezuschussen.« Mutter lächelte zufrieden und sagte: »Ich glaube, ihr beginnt, den Sinn des Weihnachtsfestes zu verstehen. Ihr müsst zunächst nur die Augen aufmachen, um zu sehen, wem ihr an diesem Tage eine Freude machen könnt. Dann, wenn ihr lange genug darüber nachgedacht habt, werdet ihr auch einen Weg finden, euren Plan in die Tat umzusetzen. Ich bin mächtig stolz auf euch.« Es tat gut, von Mutter derart gelobt zu werden. Sie fuhr fort: »Noch habt ihr über zwei Wochen Zeit. Macht euch Gedanken, wem ihr welches Geschenk bereiten wollt. Wenn ihr Ideen oder Pläne habt, können wir jederzeit darüber sprechen. Ihr könnt euch meiner Unterstützung sicher sein. Vielleicht können wir eurem Vater auch eine Überraschung bereiten.«

Die Zeit verging. Es wurde Weihnachten. Der Heilige Abend begann wie jedes Jahr. Wir zogen uns alle festlich an und ...

Die Fortsetzung dieser Geschichte
ist in der Leseprobe nicht enthalten.

Der »grüne Gerd«

In einem Dorf lebten viele Kinder. Da die meisten in etwa gleichaltrig waren, hatte also jeder genügend Spielkameraden. Jeden Tag spielten die Kinder – oft stundenlang – miteinander, sobald sie ihre Hausaufgaben für die Schule erledigt hatten. Sie spielten Ball, Fangen, Verstecken, Räuber und Gendarm und noch mancherlei andere Spiele. Die Kinder kamen recht gut miteinander aus.

Nur eines der Kinder, einen zehnjährigen Buben namens Gerd, ließen sie nie mitspielen. Er stand immer traurig in der Nähe und schaute den anderen beim Spielen zu. Er litt sehr darunter, nicht mit den Kindern spielen zu dürfen. Gerd war etwas anders als die übrigen Kinder. Er war ziemlich klein, und seine Haut war grün wie frisches Gras. Er sah ein wenig aus wie ein Marsmännchen. Natürlich war er keines, falls es solche überhaupt geben sollte. Keiner konnte sich so recht erklären, warum er eine grüne Hautfarbe hatte. Selbst seine Eltern schauten ganz normal aus.

Wann immer die anderen Kinder sich trafen, um miteinander zu spielen, bat er stets wieder: »Ach bitte, lasst mich doch auch mit euch spielen!« Doch diese hörten seine Bitte nicht. Oft spotteten sie: »Wir spielen nicht mit Grünen. Gehe doch zu deinen grünen Männchen und spiele mit ihnen.« So ging es Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat.

Eines Tages fasste Gerd wieder einmal Mut und bat die anderen Kinder, mitspielen zu dürfen. Und wieder

wurden einige nicht müde, ihn zu verspotten und seine Bitte höhnisch abzuweisen. Nur eines der Mädchen, sie hieß Johanna, schien ein wenig Mitleid mit Gerd zu haben. Sie meinte zu den anderen: »Vielleicht sollten wir ja einmal versuchen, ihn mitspielen zu lassen. Für unser Spiel könnten wir noch gut ein weiteres Kind brauchen.« Doch sie stieß auf taube Ohren. »Lieber fehlt uns ein Spielkamerad, als dass wir den Grünen mitspielen ließen. Der ist keiner von uns«, sagte einer der Jungen. Johanna ließ nicht locker: »Aber er kann doch genau so wenig etwas dafür, dass er grün ist, wie wir etwas dafür können, dass wir weiß sind.« Einige der anderen wurden ein wenig nachdenklich. Doch Dieter, der als ältestes der Kinder deren Anführer war, sagte nur: »Wir wollen mit dem nichts zu tun haben. Jetzt komm' endlich, damit wir anfangen können.«

Johanna war enttäuscht. »Wartet noch ein Weilchen. Ich bin gleich wieder da«, sprach sie und lief eilig nach Hause. Die übrigen Kinder warteten ungeduldig auf ihre Rückkehr, um mit dem Spielen beginnen zu können. Endlich, nach etwa einer halben Stunde sah man sie von weitem zurückkommen. Ja, aber war das überhaupt Johanna? Wie sah sie denn aus? Sie war ja ganz grün im Gesicht. Auch ihre Hände waren grün wie Gras. Johanna hatte sich ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgenden 4 Geschichten sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Maskenball der Seele

Herr Hofer, ein Mann mittleren Alters, war eigentlich ein sehr ausgeglichener und gutmütiger Mensch. Doch die letzte Arbeitswoche hatte ihn an die Grenze seiner Belastbarkeit geführt. Trotz großen Einsatzes und vieler Überstunden war das Arbeitspensum einfach nicht zu schaffen gewesen. Zu allem Überflus wurde er von seinem Chef noch mit harschen Worten kritisiert, weil er nicht alles erledigen konnte.

Endlich war diese überaus stressige Woche vorüber. Den Samstag wollte Herr Hofer nutzen, um sich von diesem Ärger gründlich zu erholen. Nachdem er deutlich länger als üblich geschlafen hatte, ging er in einem nahe gelegenen Park spazieren, wo er wieder zur Ruhe kommen und zu sich selbst finden wollte. Dort ließ er sich auf einer Bank nieder und versuchte abzuschalten. Die herrliche Frühlingssonne und das muntere Gezitscher der Vögel gaben sich alle Mühe, ihn dabei zu unterstützen.

Da kam ein kleiner, etwa achtjähriger Junge auf ihn zu und bat: »Spielst du ein wenig mit mir? Meine Freunde haben heute alle keine Zeit für mich.« »Ich habe auch keine Zeit für dich. Lass' mich in Ruhe!«, herrschte Herr Hofer den Jungen an. »Ach bitte, nur ein halbes Stündchen!«, flehte der Kleine. »Geh' nach Hause und spiele mit deinen Geschwistern oder mit deinem Vater!«, reagierte der Mann gereizt. Der Junge ließ nicht locker: »Ich habe keine Geschwister, und mein Vater ist schon im Himmel.« Der Mann setzte genervt nach: »Vermutlich bist du deinem Vater auch

immer auf die Nerven gegangen, so dass er dann gestorben ist. Ich habe keine Lust, mit dir zu spielen. Hau endlich ab!« Der Junge fing an, bitterlich zu weinen und lief davon. Herr Hofer war froh, wieder seine Ruhe zu haben.

In der folgenden Nacht konnte er nicht gut schlafen. Immer wieder wachte er auf, weil ihm die Begegnung mit dem Jungen keine Ruhe lassen wollte. Ihm wurde nun allmählich klar, dass er sich ganz unmöglich verhalten hatte. Der Junge tat ihm unsagbar leid. Nur zu gern hätte er sich bei dem Kleinen entschuldigt und sein Fehlverhalten wieder gutgemacht. Jetzt hätte er gern stundenlang mit ihm gespielt. Aber er wusste ja nicht einmal wie der Junge heißt und wo er wohnt.

Am nächsten Tag fand im Kinderheim seiner Heimatgemeinde ein Kostümfest für die Kinder des Heimes statt. Herr Hofer hatte schon vor Wochen zugesagt, einen Teil des Unterhaltungsprogramms zu übernehmen. Er sollte als Clown auftreten. Da ihm sein Verhalten vom Vortage aber immer noch schwer im Magen lag und da sein schlechtes Gewissen ihm sehr zu schaffen machte, musste er sich regelrecht zwingen, sein Versprechen einzuhalten. So machte er sich recht missgelaunt auf den Weg. In einem Nebenraum des Kinderheimes zog er sein Clownskostüm an, schminkte sein Gesicht mit einer weißen Farbe, setzte eine Perücke mit roten Haaren und eine dicke rote Knollennase auf.

Um Punkt 15 Uhr betrat er den großen Raum, in dem die Heimkinder schon ungeduldig auf ihn warteten. Auch die Kinder hatten sich alle verkleidet. Nur

mit Mühe gelang es dem Clown, mit seiner Darbietung zu beginnen. Dennoch kamen schon die ersten Späße bei den Kindern recht gut an.

Dann entdeckte der Clown plötzlich unter all den maskierten Kindern einen Jungen, der sich ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgende Geschichte sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Der reiche Mann und der arme Jobst

Es lebte einmal ein sehr wohlhabender Mann in einer großen Villa, die fast schon einem Palast gleichkam. Die Villa war von einem riesigen parkähnlichen Garten umgeben.

Der Mann hatte ein solch hohes Vermögen geerbt, dass er es in seinem ganzen Leben nie nötig gehabt hatte, zu arbeiten. Allein die Zinsen warfen jährlich so viel ab, dass ein ganzes Dorf davon hätte leben können. Er konnte sich viele Bedienstete leisten, die alles für ihn erledigten und ihm jeden Wunsch von den Augen ablasen. Im Grunde lag er den ganzen Tag lang nur auf der faulen Haut und schlemmte. Keine Speise war ihm köstlich und schmackhaft genug, kein Wein konnte seinen Gaumenkitzel wirklich befriedigen. Immer wieder schickte er seine Diener aus, um ihm noch einzigartigere, ausgefallenerere oder neuartige Genussmittel zu besorgen. Wenn sie ihm nichts mitbrachten, was seine Genusssucht befriedigte, beschimpfte er sie heftig. Für moralische, spirituelle und religiöse Gedanken und Impulse ließ ihm sein ausschweifendes, luxuriöses Leben keinen Raum. Er glaubte weder an Gott oder Engel noch an ein Leben nach dem Tod.

Ganz in der Nähe seiner Villa hauste ein äußerst armer Mann namens Jobst. Obwohl er sich sein ganzes Leben lang bemühte, eine Arbeit zu finden, wollte es ihm nie gelingen. Da er sich keine feste Bleibe leisten konnte, schlief er meistens unweit des Palastes des reichen Mannes unter einer Brücke. In der warmen Jahreszeit

kam er damit ganz gut zurecht; im Winter fror er jedoch oftmals ganz bitterlich. Dadurch verschlechterte sich seine Gesundheit von Jahr zu Jahr. Weil ihn stets großer Hunger quälte, war er immer darauf angewiesen, sich irgendwo ein paar Bissen zu erbetteln. Mit Ausnahme der Villa des reichen Mannes gab es aber weit und breit keine Häuser und somit auch kaum Menschen, die er um ein wenig Brot hätte bitten können.

So versuchte er es immer wieder bei dem reichen Mann. Dieser wies seine Bitte aber stets mit verletzenden Worten und höhnischem Gelächter ab. Hin und wieder gaben ihm die Bediensteten ein wenig. Als der reiche Mann davon erfuhr, verbot er es ihnen auf das Strengste.

Dadurch wurde Jobsts Not immer größer. Manchmal gelang es ihm zumindest, ein paar Essabfälle aus der Mülltonne zu ergattern. Trotz seiner erbärmlichen Lebenslage war er ein sehr frommer Mann, der ohne den Anflug eines Zweifels an Gott und seinen Schutzengel glaubte und auf sie vertraute. Häufig hat er über sie nachgedacht, sie gepriesen und zu ihnen gebetet. Er fügte sich in sein Schicksal, so jämmerlich und bedauerenswert sein Leben auch immer war.

Die Zeit verging. – Eines Tages starb der arme Jobst. Die himmlischen Wesen empfingen ihn mit großer Huld und Freude. Sein Engel begrüßte ihn mit den Worten: »Geliebter Jobst, ich freue mich, dass du wieder in deiner wahren Heimat bist! Sei uns allen herzlich willkommen!« Auch Jobsts Verwandte und Freunde, die schon früher gestorben waren, standen zu seiner

Begrüßung Spalier. Dann geleitete sein Engel ihn in eine der wundervollsten Regionen der Himmelswelt. Jobst spürte sehr schnell, dass er jetzt wieder zu Hause war und dass es ihm nun an nichts mehr fehlen würde. Er benötigte nur eine sehr kurze Zeit, um sich der neuen Lebenssituation anzupassen. Schon bald gelang es ihm, alles, was in der Himmelswelt webte und weste, wahrzunehmen und weitgehend richtig zu verstehen und einzuordnen. Jobst war ganz selig.

Kurze Zeit später starb auch der reiche Mann. Er wurde ebenfalls von seinem Engel und früher verstorbenen Verwandten und Freunden in Empfang genommen. Allerdings vermochte er es nicht, ...

Die Fortsetzung dieser sowie die folgende Geschichte sind in der Leseprobe nicht enthalten.

Das Kind, das ein großes Opfer brachte

Ein Engel nahm das ihm anvertraute Menschenkind bei der Hand und führte es zum Himmelstor. »Mein geliebtes Kind!«, sprach der Engel. »Es ist nun bald an der Zeit, dass du wieder einmal auf die Erde gesendet wirst. Komm ganz nah ans Himmelstor heran, dann kannst du die Menschen auf der Erde sehen, die als deine Eltern in Frage kommen könnten.« Ganz aufgeregt trat das Menschenkind, das seinem Erdenleben schon entgegenfieberte, ans Himmelstor und schaute voller Neugier und gespannter Erwartung auf die Erde herunter.

Es sah unzählige Menschen, arme und reiche, fröhliche und traurige. Sein Engel deutete mit einem seiner Flügel auf ein Ehepaar mittleren Alters, das mit seinen sechs Kindern einen Spaziergang durch die Felder machte. »Schau mal die beiden! Die wünschen sich noch sehnlichst ein weiteres Kind. Wenn du dich für sie entscheiden solltest, wirst du von ihnen viel Liebe erfahren. Sie sind allerdings ziemlich arm, so dass es dir später an manchem fehlen wird, was viele Menschen für wichtig halten.« Dann zeigte der Engel auf ein anderes Paar, das gerade auf dem Weg zur Kirche war. »Oder wie wäre es mit jenen? Bei ihnen würdest du eine strenge Erziehung erhalten und vieles lernen können. Das würde aus dir später einen tüchtigen Menschen machen.« Da das Kind keine sichtbare Reaktion zeigte, fuhr sein Engel fort. »Siehst du die beiden dort unten beim Einkaufsbummel? Es sind einigermaßen wohlhabende Leute, bei denen es dir an nichts fehlen würde. Sie werden im Laufe der Jahre noch weitere

Kinder bekommen. Aber die Mutter wird schon recht früh sterben, so dass du dann als ältestes Kind deinen Geschwistern die Mutter ersetzen müsstest. Das ist ein hartes Los, das dich aber reifen ließe.«

Das Menschenkind warf jeweils nur einen kurzen Blick auf die vorgestellten Paare. Dann fiel sein Blick auf ein junges Ehepaar, das daheim in der Stube saß und etwas machte, was sich seiner Wahrnehmungsmöglichkeit nicht erschloss. »Wie wäre es denn mit diesen beiden?«, fragte es seinen Engel. »Oh, das geht leider nicht!«, entgegnete der Engel. »Die wollen keine Kinder. Und sie tun alles dafür, dass sie keine bekommen. Da sind auch meine Möglichkeiten sehr begrenzt.« Das Menschenkind zeigte mit seinen Fingern auf ein weiteres Menschenpaar, das gerade in einem Gasthaus zu Abend speiste. »Was ist denn mit denen los? Warum kann ich nicht hören, was sie reden? Warum durchschaue ich ihre Gedanken und Gefühle nicht?«, fragte es erstaunt. »Oh, das ist ein schwieriger Fall!«, sagte der Engel etwas frustriert. »Die beiden Menschen glauben nicht an den Himmel und an uns Engel. Das, was sie sprechen, denken und fühlen, können wir hier nicht wahrnehmen.« »Was? Die glauben nicht an den Himmel? Ja, sind die denn blind?«, fragte das Menschenkind ungläubig und fast entrüstet. Der Engel lächelte und sagte: »Das ist nicht so einfach, mein Kind, wie du dir das vorstellst! Wenn ein Mensch erst einmal auf der Erde ist, kann er den Himmel und uns Engel nicht mehr so ohne weiteres sehen. Da muss er sich schon sehr darum bemühen.« »Das ist ja schrecklich!«, entgegnete das Kindlein.

»Kannst du ihnen nicht zeigen, dass es dich und den Himmel gibt?« »Das ist leider kaum möglich«, sprach der Engel. »Sie müssen uns und den Himmel schon selbst finden. Diese Aufgabe dürfen wir ihnen nicht abnehmen.« Das Menschenkind ließ nicht locker: »Könntest du nicht den lieben Gott bitten, ihnen den Himmel zu zeigen?« »Nicht einmal der liebe Gott mit all seinen himmlischen Heerscharen könnte das bewerkstelligen. Das heißt, bewerkstelligen könnte er es natürlich schon, aber er würde es niemals tun. Er würde niemals in die Freiheit der Menschen eingreifen«, antwortete der Engel. Das Menschenkind setzte nach. »Kann denn diesen armen Menschen wirklich niemand helfen?«, wollte es wissen. Sein Engel schwieg eine Weile, bis er dann mit bedächtiger Stimme sprach: »Es gibt schon jemanden, der ihnen helfen kann: Andere Menschen. Nur anderen Erdenmenschen könnte es möglich sein, ihnen den rechten Pfad zu weisen.« »Und warum hilft ihnen dann kein anderer Mensch?«, fragte das Menschenkind ein wenig zornig. »Weißt du, mein liebes Kind, die meisten Menschen denken nur an sich und bemerken gar nicht, dass es Mitmenschen gibt, die ihrer Hilfe bedürfen«, entgegnete der Engel. »Vielleicht könntest du ja einen anderen Menschen bitten, den beiden zu helfen und ihnen von dem Himmel zu erzählen«, schlug das Kindlein vor. »Nein, Nein!«, erwiderte sein Engel. »Auch einen solchen Rat dürfen wir anderen Menschen nicht geben. Darauf müssen sie von ganz alleine kommen.« »Aber da muss doch irgendetwas zu machen sein!«, rief das Kind ganz aufgeregt und beinahe fordernd.

Der Engel schwieg ungewöhnlich lange. Dann sagte er etwas zögerlich: »Du könntest ihnen helfen!« und nahm seinen Schützling dabei behutsam in seine Flügelarme. »Ich?«, rief das Menschenkind. »Ja, aber natürlich, sofort! Was habe ich zu tun?« Dem Engel schien es schwer zu fallen, das zu sagen, was er sagen musste. »Nun, du könntest dich für die beiden als deine Eltern entscheiden. Sie wünschen sich schon seit geraumer Zeit ein Kind. Das wäre machbar.« »Ja, natürlich! Du kannst mich gleich zu ihnen hinunterschicken!«, platzte es aus dem Kindlein heraus, das dann aber noch nachlegte: »Aber wie könnte ich ihnen helfen? Was müsste ich tun?« »Genau das ist das Problem!«, sagte der Engel mit einem mitleidvollen Blick. »Es ist nicht einfach, den beiden zu helfen. Da müsste schon etwas recht Radikales passieren.« »Ja, was denn? Ich bin zu allem bereit!«, platzte es aus dem Kindlein tatendurstig heraus. »Es müsste schon wirklich etwas ganz Dramatisches geschehen. Aber das kann keiner von dir verlangen.« »Sage mir, was ich zu tun habe!«, sprach das Menschenkind voller Freude. Zögerlich sagte sein Engel: »Du müsstest dich bereit erklären, dein Leben schon als Kind – sagen wir nach etwa zehn Jahren – zu beenden. Dein Tod würde deine Eltern in tiefste Trauer stürzen. Aber aus dieser abgrundtiefen Trauer könnten in ihrer Seele die Kräfte reifen, die ihrem Leben eine ganz andere Richtung geben könnten.«

Das Kind war zutiefst betroffen und stammelte ...

Die Fortsetzung dieser Geschichte
ist in der Leseprobe nicht enthalten.